



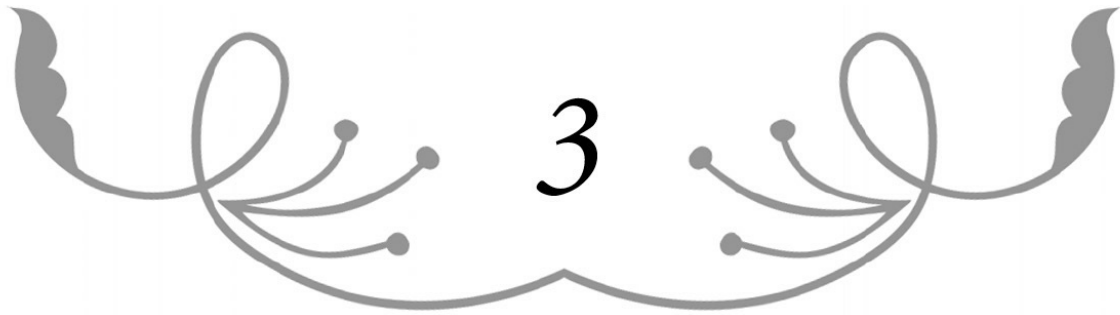
CATHERINE EGAN

Schatten
diebin



DIE VERBORGENE GABE

Ravensburger



Mein Magen knurrt, aber ich ignoriere es, denn es ist erst zehn Uhr morgens. Ich beiße die Zähne zusammen und klopfe die großen Wohnzimmerteppiche aus, dass es nur so staubt. Es ist kühl und sonnig, wahrscheinlich der letzte schöne Tag, bevor der Winter die Stadt in seinen Griff nimmt. Von der Terrasse aus sehe ich, wie Florence und Chloe unten am Teich, wo die Schildkröten herausgekrochen sind, um sich zu sonnen, Wäsche zum Trocknen aufhängen. Bald muss an Waschtagen die Spülküche herhalten, aber heute ist es draußen angenehm, der Himmel von einem klaren, wolkenlosen Blau. Amseln kreischen in den Bäumen, die ihre bunten, welken Blätter auf dem ganzen Rasen verteilen.

Frau Ochs weitläufiger, von einer Mauer umgebener Garten würde äußerst malerisch wirken, wäre da nicht der große Haufen Erde, der den Rasen zwischen der Terrasse und dem Teich verunstaltet. Mal, der Gärtner, hat mir erzählt, dass dort bis vor ein paar Monaten ein hoch aufragender alter Kirschbaum stand. Er war uralt und dann, eines Sommertages, verschwand er und nur der aufgerissene Rasen blieb zurück, als wäre jemand vorbeigekommen und hätte einfach einen gut zehn Meter hohen Baum aus der Erde gezerzt und mitgenommen. Als er mir das erzählte, schüttelte er ausgiebig den Kopf und kratzte sich am Ohr, und ich musste ihm beipflichten, dass dies das Seltsamste war, was ich je gehört hatte. Manchmal geht Frau Och hinaus, eine Decke wie ein Schultertuch umgelegt, kniet sich neben die Stelle und lässt die Erde durch die Hände rieseln. Das fand Eingang in meinen ersten Bericht, weckte aber seitens des Kunden, wer immer er sein mag, keinerlei Interesse.

Obwohl erst Vormittag ist, haben wir bereits allen Bewohnern Kaffee und das Frühstück serviert, Feuer in den Kaminen gemacht und Wasser für Frau Och nach oben ins Badezimmer gebracht (soweit ich weiß, ist sie die Einzige, die die riesige Wanne benutzt – wie gerne würde ich sie selbst mal ausprobieren), die Spülküche gewischt, für Frau Freeley, die Köchin, die Zutaten fürs Mittagessen vorbereitet, Frau Ochs Badewasser ausgeleert (das nach ihrem Bad immer bemerkenswert sauber ist und nach Apfelblüten riecht), das Silber geputzt, die Vorhänge gebürstet und die Wäsche eingeweicht,

gewaschen, gespült, mit Wäscheblau versetzt und ausgewrungen. Meine Arme sind steif und schmerzen und ich sehne mich nach einer Tasse Kaffee und einer Cremeschnitte.

»Schöner Tag«, sagt eine Stimme hinter mir und mir stehen die Nackenhaare zu Berge. Ich höre auf, die Wohnzimmerteppiche zu traktieren, drehe mich um und mache einen kleinen Knicks.

»Ja, gnädiger Herr.«

»Entschuldige, dass ich dich unterbreche. Könntest du die für mich anzünden, bitte?« Herr Darius wedelt mit der Pfeife in seiner Hand. »Ich habe mich am Arm verletzt.«

In der Tat ist seine andere Hand vollständig verbunden und er hält den Arm leicht angewinkelt, als hätte er Schmerzen.

»Selbstverständlich, gnädiger Herr«, sage ich. »Geben Sie mir ein Streichholz.«

Er reicht mir eine Streichholzsachtel und beugt sich mit der Pfeife im Mund vor. Während ich das Streichholz an die Pfeife halte, schaue ich ihm ins Gesicht. Er sieht mich mit seinen schiefergrauen Augen direkt an. Hastig senke ich den Blick und konzentriere mich auf die Pfeife.

»Bitte sehr, gnädiger Herr.«

»Danke.« Er richtet sich auf und nimmt einen Zug. Herr Darius ist ein gut aussehender Mann zwischen vierzig und fünfzig, kräftig gebaut und aus vornehmem Hause. Die Art Mann, den ich möglicherweise bestehlen würde, wenn ich auf der Straße an ihm vorbeikäme. Ich habe keine Ahnung, welche Beziehung er zu Frau Och hat oder warum er im Keller wohnt. Einen Moment glaube ich, er wird noch bleiben und sich mit mir unterhalten, aber dann schickt er sich an zu gehen, daher wage ich die Frage: »Was ist mit Ihrem Arm geschehen, gnädiger Herr?«

Seine Miene drückt augenblicklich Missbilligung aus. Ich hätte keine persönliche Frage stellen dürfen. Ich lächele ihn unschuldig an, aber das macht keinen Eindruck auf ihn.

»Ein Unfall«, sagt er barsch.

»Haben Sie starke Schmerzen?«, frage ich. »Kann ich Ihnen etwas holen?«

Er schüttelt den Kopf und geht davon. Ich sehe ihm nach, wie er über den Rasen schreitet und die saubere Wäsche mit Rauch benebelt. Florence und Chloe knicksen linksch, als er an ihnen vorbeigeht. Ich frage mich, ob sie die Geräusche aus dem Keller gehört haben. Letzte Nacht war es wieder schlimm, aber keine von beiden hat etwas erwähnt.

Ich versetze den Teppichen noch ein paar Schläge, dann zerre ich sie vom Terrassengeländer und schleppe sie eilig zurück in den Salon. Frau Och wird jetzt in ihrem Lesezimmer sitzen oder sich hingelegt haben, Professor Baranyi und Frederick sind vermutlich wie immer bei der Arbeit, Frau Freeley ist in der Küche. Ich hole einen Schrubber und einen Eimer Wasser aus der Spülküche und gehe auf die Kellertreppe zu.

Ich weiß nicht, wie lange Herr Darius durch den Garten spazieren wird, aber dies ist eine seltene Gelegenheit und ich will sie nicht verstreichen lassen.

Der Flur am Fuß der Kellertreppe ist unbeleuchtet, aber das hält mich nicht auf. Ich eile voran, wobei Wasser aus dem Eimer schwappt, und stehe plötzlich in einem großen Weinkeller. Ich berühre eine der Flaschen und bekomme einen ganz staubigen Finger. Dann kehre ich um und nehme den Korridor nach rechts.

Ich überlege gerade, ob ich nicht besser mein Messer hätte mitbringen sollen, als ich von Licht geblendet werde, weil jemand um die Ecke biegt und mit mir zusammenstößt. Ich schreie auf, der Eimer zuckt in meiner Hand und die untere Hälfte meines Kleides wird von Seifenwasser durchnässt.

»Heulende Hunde!«, ertönt ein Fluch. Ich erkenne die Stimme, bevor die Laterne aus dem Weg schwingt und ich Frederick sehen kann, mit nassen Füßen, die Bruchstücke eines Holzstuhls unter dem Arm. Augenblicklich ist meine Angst verflogen. Frederick ist nur ein paar Jahre älter als ich und nett, glaube ich, von daher wird er Frau Och wahrscheinlich nicht verraten, dass ich war, wo ich eigentlich nicht sein dürfte. Chloe hat mir erzählt, dass er ein vielversprechender Student an der Universität war, dann aber sein Studium an den Nagel gehängt hat, um für den Professor zu arbeiten. Seine Eltern waren am Boden zerstört, hat sie gesagt. Er hat blonde Haare und helle Haut, trägt einen recht ungepflegten Bart und wirkt immer leicht überrascht, was aber womöglich nur an seiner runden Brille liegt. Jetzt gerade ist er natürlich wirklich überrascht.

»Verzeihung, gnädiger Herr!«, sage ich.

»Hat man dir nicht gesagt, dass du hier unten nicht sauber machen musst?«, fragt er.

»Doch, gnädiger Herr«, antworte ich. »Aber ich habe gesehen, dass Herr Darius im Garten ist, und dachte, es wäre nett, ihn ausnahmsweise mit einem saubereren Zimmer zu überraschen. Bestimmt ist es schon ganz schmutzig.«

Frederick lacht unbehaglich auf. »Es ist besser, niemanden zu überraschen, Fräulein ... Ella, nicht wahr?«

Ich bin jetzt seit drei Wochen hier und keiner kann sich meinen verdammten Namen merken. Es ist ein falscher Name, aber trotzdem.

»Ja, gnädiger Herr.«

»Nun, ganz im Ernst, niemand hier im Haus schätzt Überraschungen«, erklärt er.

»Selbst, wenn die Überraschung ein gewischter Boden ist.«

»Verstehe, gnädiger Herr«, sage ich.

Er lächelt zaghaft.

»Du musst mich nicht gnädiger Herr nennen. Ich bin hier auch nur angestellt.«

Das ist natürlich Unsinn. Er nimmt zusammen mit Frau Och und den anderen die Mahlzeiten ein und wir bringen ihm jeden Morgen Kaffee und sein Frühstück. Er steht

nicht auf einer Stufe mit einem Hausmädchen, aber ich sage: »In Ordnung«, weil ich dieses Ja-gnädiger-Herr-nein-gnädiger-Herr-Gerede sowieso langsam satt habe. Ich lächle ihn an, damit ich nicht zu forsch wirke. »Was ist mit dem Stuhl passiert?«, frage ich dann.

»Kaputtgegangen«, sagt er.

»Das ist mir auch schon aufgefallen«, entgegne ich und er lacht.

»Er war sowieso nicht mehr der Beste«, sagt er. »Wir verwenden ihn als Feuerholz. Komm, wir gehen nach oben.«

Ich habe keine andere Wahl, als vor ihm her die Treppe hinaufzugehen.

Oben steht Florence mit geblähten Nasenflügeln, die Hände in die Hüften gestemmt. Einige Haarsträhnen haben sich unter ihrer Haube gelöst. Florence ist ganz dürr und kantig, ihre Augen sind etwas zu groß, ihr Mund ist etwas zu klein. Chloe und sie sind Cousinen und ähneln sich sehr, nur dass Chloes Züge ebenmäßiger sind und sie deshalb ziemlich hübsch ist, während Florence immer ein wenig gruselig aussieht.

Sie senkt den Kopf vor Frederick, der sagt: »Hallo, Florence«, und mir einen bedauernden Blick über die Schulter zuwirft, als er weitergeht. Er weiß, dass ich Ärger bekommen werde.

»Du sollst dort nicht hinuntergehen«, sagt sie.

»Ich dachte, ich könnte Herrn Darius' Zimmer sauber machen, während er draußen ist«, entgegne ich. »Es muss doch inzwischen in einem schlimmen Zustand sein, oder nicht?«

»Das weiß ich nicht. Ich gehe nirgendwohin, wo ich nicht hingehen soll.«

»Ich dachte ... nun, es war mein Fehler«, räume ich zerknirscht ein.

Das beschwichtigt sie nicht sonderlich. Ich glaube, Florence spürt schneller als andere, wenn jemand die Unwahrheit sagt. Sie wirft mir einen missmutigen Blick zu. »Geh zu Frau Freeley, sie braucht eine von uns als Küchenmagd.«

Florence ist nur ein paar Jahre älter als ich, aber seit meine Vorgängerin das Haus verlassen hat, ist sie das älteste Hausmädchen und nimmt ihre Rolle sehr ernst. Ohne etwas vom Keller gesehen zu haben, außer dass er dunkel und staubig ist, gehe ich lustlos und widerwillig zur Küche, Florences misstrauischen Blick im Nacken. Frau Freeley, ein ausladender Schinken von einer Frau, nichts als rotes Fleisch mit wässrigen kleinen Augen und ein paar grauen Haaren, erwartet mich bereits.

»Ach, du«, sagt sie und seufzt. Sie ist die Einzige, der meine Unerfahrenheit aufgefallen ist; ich habe keine Ahnung von Küchenarbeit. »Wir machen Vanillecremetorte. Macht dir das Angst, Mädchen?«

»Die Vanillecremetorte sollte Angst haben, Frau Freeley«, entgegne ich.

»Tortenmamas erzählen ihren kleinen Tortenbabys zur Abschreckung Geschichten von

der entsetzlichen Ella, wissen Sie.«

Frau Freeley zum Lachen zu bringen ist etwas, das *ich* sehr ernst nehme, denn ich glaube, es ist der einzige Grund, warum sie mich überhaupt duldet. Ihr Schinkenkörper wackelt beim Lachen, dann zeigt sie auf die Arbeitsfläche und sagt fröhlich: »Knete den Teig, Mädchen, und keine weiteren Frechheiten.«

*

Beim Mittagessen steht immer ein Hausmädchen im Esszimmer, während Frau Och, Professor Baranyi, Herr Darius und Frederick essen. Es fällt mir immer wieder auf, wie dieser spezielle Aspekt der Dienstbarkeit mein eigenes Talent widerspiegelt. Man steht dort, aber man ist unsichtbar, zumindest so lange, bis ein Becher nachgefüllt oder ein Teller abgeräumt werden muss.

Professor Baranyi geleitet Frau Och ins Esszimmer. Die beiden sind ins Gespräch vertieft. Aufgrund der Zeit, die er im Gefängnis verbracht hat, und seines Rufs als Ketzer ist der Professor das Objekt ehrfürchtiger Missbilligung und Getratsches unter den Hausmädchen. Seine Verbindung zu Frau Och verleiht ihm allerdings einen respektablen Glanz, denn Frau Och ist so reich, dass sie immer respektabel ist, egal, wie exzentrisch sie sein mag oder mit wem sie sich abgibt. Chloe hat mir erzählt, dass der Professor für Frau Och arbeitet und jetzt schon seit über einem Jahrzehnt bei ihr wohnt, aber niemand scheint genau zu wissen, worin diese Arbeit besteht. »Hat irgendwas mit Übersetzen zu tun«, hat Florence unbestimmt gesagt. »Er restauriert alte Bücher«, hat Mal, der Gärtner, gesagt. »Geht dich nichts an, du naseweises Ding«, hat Frau Freeley gesagt. Der Professor schwingt beim Reden energisch eine Zeitung.

»Natürlich ist es beunruhigend, aber ich glaube nicht, dass es irgendetwas mit *mir* zu tun hat«, sagt Frau Och.

»Aber warum sollte er sonst ausgerechnet hier in Spira sein?«, wendet der Professor ein.

»Er sucht nach jemandem ...«, sagt Frau Och leise.

»Das alles kann kein Zufall sein, erst die Sache mit dem Baum und jetzt dieses ...«, sagt der Professor, aber Frau Och bringt ihn mit einer Kopfbewegung zu Herrn Darius zum Schweigen.

Als der Professor sich setzt, werfe ich einen Blick auf die Zeitung. Sie ist zusammengefaltet und ich kann die Titelseite nicht sehen, deshalb trete ich einen Schritt vor und sage: »Soll ich die für Sie wegräumen, Herr Professor?«

Florence wäre entsetzt und Frau Och wirkt überrascht, als ich nach der Zeitung greife.

»Du kannst sie liegen lassen«, sagt Professor Baranyi unbekümmert.

Aber ich habe die Seite bereits glatt gestrichen, sodass ich die Schlagzeile erkennen